Der kostensparende Sozialraum?

Berufs- und fachpolitische Perspektiven des Sozialraumansatzes in der Sozialen Arbeit

Herausgegeben vom
Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit e. V.

Schibri-Verlag Berlin • Milow • Strasburg

Herausgegeben: Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e. V. (DBSH)
Rungestraße 22–24
10179 Berlin

Buchbestellung über
den Buchhandel
oder direkt beim Schibri-Verlag

© 2010 by Schibri-Verlag
Meininger Straße 4
10823 Berlin
E-mail: info@schibri.de
Homepage: www.schibri.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlags.

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

ISBN 978-3-86863-061-9

Inhalt

Gabriele Stark-Angermeier
Vorwort 7

Michael Böwer
Einleitung: Sozialraumansatz als Gegenstand
berufs- und fachpolitischer Diskussion 9

Wolfgang Hinte
„Denn sie haben keine Wahl …“ – Zur Konjunktur der
Sozialraumorientierung in Deutschland 15

Heiko Kleve
Sozialraumorientierung – sieben Grundfragen im Fachdiskurs 20

Joachim Wieler
Von der Vielfalt zur Mitte. Generic Social Work – ein einheitliches Praxis-
modell als Beitrag zu Identitätsfindung und berufspolitischer Positionierung 27

Ulrike Urban-Stahl
Sozialraumorientierung in Berlin –
Überlegungen zur Betroffenenperspektive 49

Birgit Stephan
Sozialraumbudget – und was haben die Betroffenen davon?
Sozialraumorientierung im Landkreis Nordfriesland 58

Christian Spatscheck
Kinder- und Jugendarbeit im sozialen Raum: Über die Vernetzung
und Gestaltung sozialer Nahräume 65

DBSH – Fachbereich Kinder- u. Jugendhilfe
„Keine Spardose auf Kosten der Betroffenen! Berliner Thesen zur
Sozialraumarbeit in der Kinder- und Jugendhilfe (DBSH)“ – Ein Diskus-
sionsimpuls aus Perspektive von Professionellen Sozialer Arbeit 77

Autorinnen und Autoren 80

Gabriele Stark-Angermeier

Vorwort

Der Begriff „Sozialraumorientierung“ eignet sich hervorragend, um Diskussionen zu vernebeln und Defizite der Sozialpolitik zu beschönigen. Ursprünglich bedeutet Sozialraumorientierung ein fachliches Konzept der Sozialen Arbeit: Nicht nur die einzelne Person, sondern ihre Beziehungsnetzwerk, ihr „sozialer Raum“ muss berücksichtigt und aktiv in die Gestaltung der konkreten Maßnahmen Sozialer Arbeit einbezogen werden.
Immer öfter aber wird „Sozialraumorientierung“ zur Mogelpackung, z.B. wenn man den ASD vom zentralen Rathaus auf vier Außenstellen verteilt, ohne zu berücksichtigen, dass soziale Räume nicht gleichbedeutend mit Stadteilen oder Verwaltungsbezirken sind.
Und schließlich wird „Sozialraumorientierung“ zur Gefahr für Soziale Arbeit, dann nämlich, wenn sie dazu missbraucht wird, Finanzmittel nicht nach Bedarf und Rechtslage, sondern nach dem Territorialprinzip zu verteilen.
Michael Böwer hat dankenswerterweise mit diesem Buch die anspruchsvolle Aufgabe übernommen, Klarheit in die aktuelle Diskussion zum Thema Sozialraumorientierung zu bringen. Er hat anerkannte Expertinnen und Experten gebeten, die verschiedenen Aspekte in dieser Diskussion zu beleuchten. In den sieben Beiträgen setzen die Autorinnen und Autoren sich mit den sozialpädagogischen Innovationen genauso auseinander wie mit dem Spardiktat.
Der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. unterstützt diese engagierte Auseinandersetzung mit einem komplexen Thema und hofft, dass dadurch die wichtigen und sinnvollen Ideen der Sozialraumorientierung bei den Verantwortlichen für Soziale Arbeit verstärkte Aufmerksamkeit finden. Zugleich soll ein kritisches Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass unter dem Deckmantel der Sozialraumorientierung auch politische Interessen durchgesetzt werden sollen, die dem Gedanken der Sozialen Arbeit widersprechen.
Ich wünsche diesem Buch, dass es bei allen Verantwortlichen der Sozialen Arbeit, die ihm angemessenen Aufmerksamkeit findet und sie zum Nachdenken und Handeln motiviert.

Gabriele Stark-Angermeier
(2. Bundesvorsitzende des DBSH e. V.)

Michael Böwer

Einleitung: Sozialraumansatz als Gegenstand berufs- und fachpolitischer Diskussion

Schon als vor nun zehn Jahren die ersten Überblicksbände zur damals noch recht neuen Vokabel der Sozialraumorientierung erschienen, konnten vielfältige Veränderungen im Feld sozialprofessioneller Dienstleistungen und – relevant für sie – eine zunehmende Tendenz zu Einsparmaßnahmen in den öffentlichen Haushalten beobachtet werden. Neue Steuerungsmodelle im Lichte der so genannten Verwaltungsmodernisierung hatten in Kommunalverwaltungen zu einer veränderten Budgetpolitik beigetragen; ihre Effekte blieben strittig. Heute nun stellt sich das Problem ungleich verschärft. So können, nur um ein Beispiel zu nennen, in Nordrhein-Westfalen eine ganze Reihe von Kommunen nur unter der Finanzaufsicht der Bezirksregierungen ihre Personal- und Sachkosten noch „selbst" anweisen. Verfolgt man die Meldungen, scheint bundesweit ein Kahlschlag in der Kulturszene und in so genannten freiwilligen Leistungen (Schwimmbäder, Freizeiteinrichtungen u. a. m.) begonnen zu haben. Zugleich steigen die Kosten für Inobhutnahmen, und der Druck auf die Bundespolitik nimmt zu, gesetzliche Standards und selbst neue Projekte wie den Ausbau der Betreuungsangebote für unter Dreijährige aufzugeben. Noch mehr Wettbewerb, heißt es, sei nötig; sich selbst sieht man zu Mehrausgaben außerstande. Die Kosten-statt-Leistungsorientierung scheint – allen Bemühungen der Gewerkschaften, Berufs- und Sozialverbände zum Trotz – die Oberhand gewonnen zu haben.

In solchen Zeiten mögen es Konzepte einfacher haben, die, zur Not auch eiligst zu Papier gebracht, den politisch Verantwortlichen schnelle Effekte mit Kostendämpfungswirkung offerieren. Andere Faktoren und Überlegungen indes scheinen an den Rand gedrängt. Ein Beispiel aus der kommunalen Sozialarbeitspraxis mag veranschaulichen, welche Konstellationen hier wirksam werden bzw. werden können und welche Herausforderungen sich einer gewerkschaftlichen, berufs- und fachpolitischen Arbeit gegenwärtig stellen.
Unser Beispiel ist die Stadtgemeinde Bremen. Nachdem Jahr für Jahr die neu veranschlagten Haushaltsmittel für erzieherische Hilfen im kleinsten, ohnehin hochverschuldeten Bundesland nicht ausreichten, suchten die Verantwortlichen im zuständigen Ressort des Landes ihr Heil in der Deckelung der Budgets, was ebenfalls scheiterte. Dazu muss man wissen, dass Bremen als Stadtstaat in chronischer Un-

terfinanzierung agiert und zugleich hohe Sozialausgaben zu schultern hat, die sich aus der Werftenkrise Ende der 1980er Jahre bis in die globalisierte Wirtschaft stabilisiert haben. Der so genannte Steuerungsgrundsatz „ambulant vor stationär“ hatte in der Kinder- und Jugendhilfe zu einem Anwachsen ambulanter Hilfen einschließlich dort tätiger Fachkräfte und Träger geführt. Nachdem noch Anfang 2000 stadtweit nur zwei große Träger mit ambulanten Hilfen zur Erziehung „belegt“ wurden, hat der von anderer Trägerseite durchgesetzte Abschluss von Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen zur Etablierung von heute über zwanzig Trägern allein in diesem Feld mit in der Praxis überdies sehr unterschiedlichen fachlichen Standards geführt. Die Budgetsituation nun führt dazu, dass freie Träger, auch nachdem dort ein kleiner Junge unter behördlicher Aufsicht zu Tode gekommen war, per Richtlinie angehalten wurden, bei neu entwickelten ambulanten oder teilstationären Hilfesettings als oberstes Ziel die Vermeidung von Fremdplatzierung anzusetzen. Da die vier stadtweit vorhandenen Einrichtungen der Inobhutnahme mit ihren vergleichsweise hohen Bereitstellungskosten – ein strukturelles Problem also – die Budgets zu sprengen drohten, ging die Belegung dramatisch zurück, und intern galt zumindest zeitweise die Anweisung, soweit und solange als möglich ambulante Hilfen einzurichten, statt unterzubringen. Die Kolleginnen und Kollegen im Jugendamt, so ist dem umfangreichen Untersuchungsbericht zum „Fall Kevin“ zu entnehmen, entwickelten über die Jahre zusehends eine Schere im Kopf: Man suchte fachliche Gesichtspunkte gegen finanzielle Aufwendungen abzuwägen – mit dem Ergebnis, dass viele Hilfen weiter gestreckt wurden, obwohl alle wussten, dass intensivere Maßnahmen geboten waren. Und die freien Träger? Sie machten wohl oder übel mit – sicher, mit manchem persönlichen und fachlichen Konflikt, aber doch in der berechtigten Sorge, umgehend nicht mehr „belegt“ zu werden. Kollegen dokumentierten zuweilen den Widerspruch im Einzelfall – aus dem Fall Kevin ist bekannt, dass schlussendlich direkt der Bürgermeister eingeschaltet war. Mit ins Bild gehört, dass im öffentlichen Dienst Bremens seit den 1980er Jahren ein Einstellungsstopp galt, mit fatalen Folgen für das Personal: Man versuchte aus dem Team heraus, die Lücken zu füllen, die Langzeitkranke und mit ihren Diensten ausgegliederte KollegInnen in den Stadtteilteams rissen – solange, bis es selbst nicht mehr ging. Überlastungen waren allseits bekannt – und wurden allenthalben, dies gehört auch ins Bild, letztlich hingenommen. Was sollte man auch tun?! Fachliche Gesichtspunkte im Bremer Amt hatten, ohnehin, keinen guten Stand: Eine rigide Amtsführung herrschte wortwörtlich im Amt, und oft genug ohne Rückendeckung durch die eigenen Vorgesetzten musste man in Wochenkonferenzen vor der wirtschaftlichen Hilfe jede Maßnahme rechtfertigen. Ressortleiter lassen sich mit dem Spruch zitieren, dass „die Qualität billiger zu haben sein müsse“. So sollten per Dienstanweisung nur Träger für Hilfen herangezogen werden, die auf einer intern verteilten Schwarzen Liste kostenmäßig „hinten“ stünden. Viele Kinder, Jugendliche und Familien mussten unter dieser Logik leben und aushalten. Kevin aber starb, trotz vieler Hilfen, in diesem Klima des Sparens – in einem fachlichen, strukturellen und organisa-

torischen Desaster; nicht zuletzt was die amtsinterne Mitarbeiterführung anbelangt. Doch das ist nun bald vier Jahre her, Stiefvater und Vormund standen vor Gericht – und das Amt zeigt sich mit neuer Leitung, neuen Mitarbeitern, neuem Motto und druckfrischen, leichteren Verfahrenskatalogen.

Am Bremer Beispiel lässt sich sehen, wozu es führen kann, wenn ein um sich greifender Kostendruck sozialprofessionelle Fachlichkeit schrittweise substituiert. Natürlich: Bremen ist nicht „überall". So ist der eben kurz angeklungene Fall Kevin bei all seiner Dramatik und trotz aller Kindesschutzfälle, die in dieser Zeit zu Tage treten, ein Extremfall. Darüber hinaus ist längst nicht jedes Amt und sind längst nicht alle Trägerbeziehungen derart verfasst und leiden unter derart grobem fachlichem Mangel. Dass Ämter und Behörden scheinbar versagen, ist ein lang gepflegtes Klischee. Und dass leichter Suppenküchen und Ganztagsmensen eingerichtet, als dass neue Fehlerkulturen oder gar Schulreformen etabliert sind – keine Frage. Jedoch: Dass landauf, landab Kommunen gezielt zulasten der Qualität die Kosten drücken, ist unbestritten; der jüngste Forderungskatalog der kommunalen Spitzenverbände zur Standardabsenkung im SGB VIII zeigt dies. Dass im ASD die Arbeit liegen bleibt, gesetzlich vorgeschriebene Hilfepläne nicht mehr erstellt werden, wie eine Studie des Deutschen Jugendinstituts schon 2008 zeigt – who cares!? Und dass auf der Fachkraftebene vor Ort der Druck wächst, bloß keinen Fehler mehr zu machen, und dass aus Gründen des Eigenschutzes besser „präventiv" die Kinder aus problembelasteten Familien herausgenommen werden, wo ehedem noch ambulante Hilfen reichten – es kann eine Momentaufnahme sein. Dass es andere, ähnlich schlechte Konstellationen gibt, hat jedenfalls das Beispiel Halle/Saale gezeigt. Und auch über die Kinder- und Jugendhilfe in Hamburg oder in Berlin (und nicht nur über sie) werden fachlich nicht haltbare Kulturen berichtet, die anhand von Einzelfällen, über Studien, in offenen Briefen von Vorgesetzten oder durch Mitarbeiterproteste deutlich werden. Aber wenn, wie aus solchen Konstellationen mit einiger Sicherheit angenommen werden kann, fachliche Standards und Handlungspraxen in Gefahr geraten und Organisationsmitglieder überwiegend den stets vorhandenen Eigeninteressen folgen, dann sind zumindest wir – berufspolitisch und gewerkschaftlich aktive Professionelle – aufgerufen, uns zu Wort zu melden. Dies war ein Anlass für dieses Buch und die diesem vorangehende Tagung im Sommer 2009 in Berlin.

Und die Sozialraumorientierung? Verspricht sie nicht auch selbst, Kosten zu senken? Wird sie nicht zusehends zum Vehikel einer kosteninduzierten Einsparungsstrategie, die fachliche Konzepte schlicht in Szene setzt, um unter deren Deckmantel anderes zu tun? Man mag mit einiger Berechtigung auch hier einwenden, dass stets eine Verwobenheit zwischen sozialprofessioneller Praxis und politischen Strategien bestand. Und man muss es dem Konzept selbst nicht vorwerfen, dass es anschlussfähig ist für die Forderungen nach außerstationären Hilfekonstrukten (siehe schon die Heimkampagne der 1968er Jahre), die Idee der Hilfe zur Selbsthilfe und des Empowerments

bedient (wie Soziale Arbeit ohnehin) oder das des ehrenamtlichen Engagements und der Eigenkräfte des sozialen Miteinanders. Das ist fürwahr kein Fehler an sich. Man muss das Richtige wollen dürfen, auch wenn es von anderen und aus anderen Interessen wohlfeil in Szene gesetzt werden will. Aber man muss auch innehalten und selbst kritische Fragen stellen: Wie sehr sind Nachbarschaften heute noch in der Lage, mit Armutsbedingungen umzugehen, sie gar zu kompensieren? Sind nicht viele längst abgehängt, mit Suppenküche, Tafel und Kleiderkammer versorgt, gar ruhig gestellt – sind sie noch relevant erlebte Akteure und ernst genommene Bezugsgrößen unserer Politik? So ursprünglich fachlich begründet sozialräumliche Handlungskonzepte es auch waren und sie bis heute ohne Zweifel begründet sind – ihre Konjunktur hat viele neue Konflikte aufgebrochen. An dieser Stelle sei nur auf die bis heute laufende Debatte zur Monopolvergabe von Sozialraumverantwortung verwiesen. So ist schon zu fragen, wie viel Trägerpluralität wir haben wollen – und welche Ziele wir mit ihnen verknüpfen wollen. Sicher, wir können fragen, wie denn solche Hilfen in veränderten Lebensalltagen wirken – die Wirkungsforschung, sie steht noch in den Kinderschuhen. So ist die Frage, vor der wir stehen, *auch*: Wie ist der Stand und welche Wege braucht es daher, um gemeinsam im sozialen Raum zu wirken?

Damit setzen sich die in diesem Band versammelten sieben Beiträge in unterschiedlicher Weise auseinander. Als einer der Protagonisten der Sozialraumorientierung geht *Wolfgang Hinte* auf die fachliche wie politische Konjunktur des Sozialraumansatzes in pointierter Weise ein. Diesem folgt ein Beitrag von *Heiko Kleve*, in dem dieser besondere Momente der Debatte zur Sozialraumorientierung entlang von sieben Kernpunkten herausarbeitet. Von engagierter professionspolitischer Seite der Ausbildung und der Methodendiskussion betrachtet dann *Joachim Wieler* unseren Gegenstand; darin gehen, selten genug für Bücher dieser Art, auch seine berufsbiographischen Erfahrungen als lehrender social worker ein. Und ist damit dann der Blick auf praktische Erfordernisse eröffnet, so zeigt der Beitrag von *Ulrike Urban-Stahl* zur Berliner Sozialraumorientierung, dass dabei die Betroffenenrechte stärker in den Mittelpunkt zu stellen sind. Aus etwas anderem Akzent und mit Blick auf die Erfahrungen der Umsetzung im Kreis Nordfriesland zeigt darauf *Birgit Stephan* auf, wie auch die beteiligten Fachkräfte und Träger in einen konstruktiven Prozess der örtlichen Umsetzung von Konzepten der Sozialraumorientierung einbezogen werden können. Für das Nachbarfeld der Jugendarbeit verdeutlicht *Christian Spatscheck* in seinem Beitrag, welche Ansatzpunkte der Sozialraumorientierung in diesem zentralen sozialprofessionellen Feld im Kontext insbesondere der aktuellen Debatte um kommunale Bildungslandschaften bestehen. Last but not least, und dies dürfte für das Feld eine interessante Erweiterung darstellen, schließen sich sieben Thesen zur Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe an, die die *Teilnehmerinnen und Teilnehmer* der Tagung in Diskussion mit den Referentinnen und Referenten selbst entwickelt haben und den sie – wie wir – mit dem Wunsch und der Aufforderung kritischer Reflexion verbinden.

So stehen alle sieben Beiträge für sich, sowohl hinsichtlich ihrer Betrachtungswinkel und Implikationen, als auch ihrer Entstehungskontexte und Gegebenheiten. Sie sind als überarbeitete Manuskripte der Tagungsbeiträge, als überarbeitete Zweitveröffentlichungen von Referentinnen der Tagung sowie als bislang unveröffentlichte Manuskripte und Überlegungen anlässlich dieses Buchprojektes hier versammelt. Und doch eint sie dreierlei: Da ist zum Ersten die engagierte Position, die über die Tagung hinaus nicht nur zwischen den Zeilen zu spüren ist. Wenn auch das Thema Sozialraumorientierung nun bereits schon über zehn Jahre zahlreiche Projekte, Kongresse und Buchveröffentlichungen prägt, scheint doch der Bedarf seiner Diskussion – dies zeigen auch die Veröffentlichungsaktivitäten in anderen Verlagen – ungebrochen zu sein. Ob das mit den inzwischen gewonnenen Erfahrungen aus der Umsetzung von Sozialraumkonzepten, mit der begrifflichen und konzeptionellen Vielfalt oder eben in der Auftragskonjunktur begründet liegt, kann und soll von hier aus nicht abschließend beurteilt werden. Für unsere Autorinnen und Autoren jedenfalls, zum Zweiten, wird deutlich, dass sie unterschiedliche Seiten der gleichen Medaille aufzeigen, was die vorhandene Spannweite, aber auch die thematische Herausforderung des Angebots verdeutlicht, das die Sozialraumorientierung unterbreitet. Zum Dritten schließlich, sind alle, bis auf eine Expertin, Professionsangehörige Sozialer Arbeit. Sie nehmen ihre Position ein als Projektleiter, als Forschende und als Lehrende mit ausgewiesener Praxiserfahrung oder, anders betrachtet, auch als Erfahrungsträger im „System“ oder in der „Umwelt“ von Sozialraumorientierung. Alle Autorinnen und Autoren prägen das, was wir, als sozialpädagogische Experten selbst, als Sozialraumorientierung wahrnehmen – und sie „produzieren“ an ihren Hochschulen mit ihrer sozialräumlichen Expertise *künftig* im Feld tätige SozialpädagogInnen/SozialarbeiterInnen.

So soll zum Schluss dieser Einführung wieder zur Ausgangsebene zurückgekommen werden: der gewerkschaftlichen, fach- und berufspolitischen Diskussion. Was wäre, so möchte ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, fragen, wenn wir den Hebel nach rund zehn Jahren Erfahrung mit „der“ Sozialraumorientierung erneut umlegten: miteinander auch und gerade im sozialen Nahraum offen ins Gespräch gingen, erst einmal zuhörten, voneinander lernten? Das ist, zugegeben, viel verlangt in einer Zeit, da währenddessen dieses Buch geschrieben, layoutet, gedruckt und gelesen wird, der erste eilige Termin dem Vorherigen folgt. Und nicht wenige Fachkräfte am Fall und im Feld fordern ein Gleiches: *Zeit*. Und wir wissen: Zeit ist Geld, Zeit heißt Kosten – jedoch, es braucht schlicht *mehr* Zeit für Dialog und Netze, sollen sie denn tragen, etwas bewegen – und nicht bloß lose Schnüre sein. In dieser Zeit also fordere ich Sie auf, sich einzumischen, wofür Sie Verantwortung tragen. Sind wir nicht alle nur so unbedeutend und so klein, wie wir uns selbst machen? Wenn auch nicht exakt per Definition, so ist dies alles doch, manches anders und manches mehr unter Kontextgesichtspunkten unser „sozialer Raum“ heute – der der Sozialen Arbeit, der Sozialraumarbeit und des Sozialraumansatzes. Machen wir mehr daraus!

Abschließend mein Dank an diejenigen, die dieses Buch möglich gemacht haben. Zu allererst möchte ich meiner Familie und insbesondere meiner Frau danken, die mein ehrenamtliches berufspolitisches Engagement nicht nur ermöglicht und mitträgt, sondern es stets auch kritisch mit Zuspruch *und* mit den richtigen Hinweisen zur rechten Zeit begleitet. Dann geht mein stärker berufsverbandlicher Dank an Heidi Bauer-Felbel. Nicht nur, dass sie vor bald zehn Jahren unser bundesweites Netzwerk der Kinder- und Jugendhilfe im Verband mit einer Zukunftskonferenz hier in Berlin ins Leben rief. Seit nun zwanzig Jahren wissen wir sie als erfahrene Ostlerin und als international tätige kompetente Kollegin mit stets neuen Anstößen an unserer Seite. Ihr Verdienst, uns in erster Reihe in der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe, im Nationalen Suizidpräventionsprogramm, auf Kinder- und Jugendhilfetagen, internationalen FICE-Konferenzen, über unser transnational vernetztes Projekt „Jugendhilfe und Justiz“ bis ganz aktuell ins Projekt „KJHG und Rechtsansprüche“ platziert und engagiert vertreten zu haben, soll mit diesem Buch einmal gewürdigt werden.

Sehr herzlichen Dank sage ich unseren Autorinnen und Autoren. Sie haben die Mühen auf sich genommen, Präsentationen in, wie ich denke, sehr lesenswerte Texte zu verwandeln oder waren gern bereit, ohne selbst Teil des ursprünglichen Tagungsprojekts gewesen zu sein, einen Beitrag für dieses Buch bereitzustellen. Weiter geht mein Dank an Friedrich Maus, der als Funktionsbereichsleiter unserer Sache nach innen und außen streitbar und kompetent den Weg bereitet. Er geht an Harald Vogel als Koordinator des Fachbereichs Kinder- und Jugendhilfe im DBSH sowie an den Geschäftsführenden Vorstand des DBSH für seine Unterstützung dieser unserer Tagung und des Buchprojekts. Und last but not least geht mein Dank an Matthias Schilling vom Schibri-Verlag für die Bereitschaft zur Aufnahme in das Verlagsprogramm und für die gute und verlässliche Zusammenarbeit bei der Publikation dieses Bandes.

Berlin und Bremen, im September 2010

Michael Böwer

Wolfgang Hinte

„Denn sie haben keine Wahl …“ – Zur Konjunktur der Sozialraumorientierung in Deutschland[1]

Ein Gespenst geht um: Sozialraumorientierung (SO). Oder sollte ich besser sagen: Eine Sau läuft durchs Dorf – und jeder schmeißt sich drauf, der gerade versucht, irgendwie vorwärts zu kommen? Was wird nicht alles unter diesem hilflosen Titel verstanden:

- Wir sparen bei den Heimunterbringungen und organisieren einfach stattdessen Nachbarschaftshilfe; das alles nennen wir dann „Bürgergesellschaft“ und beantragen bei Bertelsmann dafür einen Preis.
- Wir legen einige Abteilungen im Jugendamt zusammen, sparen Leitungsstellen, kürzen beim Bodenpersonal und nennen das alles „Lean Management“.
- Wir lösen alle Tagesgruppen auf und stecken die Kinder in Sportvereine – das nennen wir Vernetzung und bessere Kooperation.
- Hilfen zur Erziehung gibt’s nur, wenn jemand sich wirklich ordentlich benimmt – das nennen wir „fördern und fordern“, gleichsam Agenda 2010 in der Jugendhilfe.
- Das Jugendamt reduziert die Zahl der Erbringer der Hilfen zur Erziehung und nimmt die Träger mal richtig an die Kandare: Zuerst macht man ein Auswahlverfahren, wobei man die Träger nach ihren Interessen fragt, und nachher machen wir sowieso, was wir wollen.
- Und die banalste Variante: Wir teilen die Städte und Landkreise irgendwie in kleinere Gebiete auf und geben die Losung an die Beschäftigten, dass sie dort gefälligst besser kooperieren sollen.

Solche und ähnliche Trivial-Varianten begegnen mir landauf landab, wenn von Sozialraumorientierung gesprochen wird. Und ich werde nicht müde, zu betonen, dass Sozialraumorientierung ein fachlicher Ansatz ist, der in der Tradition der Gemeinwesenarbeit (GWA) steht.

---

1 Originalbeitrag. Vortrag auf der DBSH-Tagung „Denn sie haben keine Wahl … Kinder und Jugend im kostenlosen Sozialen Raum“ v. 19.06.2009, dbb forum Berlin.

An dieser Stelle eine kurze Vergewisserung darüber, was denn mit Sozialraumorientierung gemeint ist. Ich bedaure mittlerweile, dass allein schon der Begriff zu allerlei Assoziationen verführt, die am Kern des Ansatzes vorbeigehen. Jeder kann sich in SO was Beliebiges reindenken, und die derzeit beliebteste Variante ist der territoriale Aspekt. Irgendwie wird SO immer wieder verstanden als der schlichte Versuch, soziale Dienste zu regionalisieren, sie aus der Zentrale in die Quartiere zu verlagern und dann irgendwelche mystischen sozialräumlichen Netze zu nutzen, um professionelle Hilfe zu ersetzen. Kein Wunder, dass derzeit z. B. vermutet wird:

- Sozialraumorientierung dient doch nur der Konsolidierung (Nachbarschaft statt Sozialarbeit; verwandtschaftliche Netze statt systematischer professioneller Hilfe – der türkische Gemüsehändler, der mit dem gezielten Wurf einer Aubergine den jugendlichen Drogendealer bei seinen Geschäften stört).
- Sozialraumorientierung trägt doch nur dazu bei, Klienten im Sozialraum einzuschließen, sie dort festzunageln, in ihrem Elend zu belassen und ihnen darüber hinausgehende Ressourcen zu verweigern.
- SO ist doch nur ein perfider Trick staatlicher Instanzen, ein ungerechtes System fachlich zu kaschieren und auf geheimnisvolle Weise die Lebenswelt der Betroffenen zu steuern.

Das alles ist natürlich ziemlich daneben, aber – das gebe ich zu – der Begriff selbst trägt zur Verwirrung bei: Es scheint so, als ginge es lediglich um den territorialen, sozialgeografischen Aspekt. Doch genau der ist nur ein Mosaikstein in dem gesamten Sozialraumorientierungs-Konzert, und ich will deshalb kurz an die Wurzeln dieses Ansatzes erinnern, die – die Älteren unter uns werden sich erinnern – in Theorie und Praxis der GWA aus den 60er/70er Jahren zu finden sind. GWA wurde damals importiert aus den Vereinigten Staaten: Community Organizing wurde und wird dort betrieben. Salonfähig wird dieser Ansatz im übrigen auch dadurch, dass Barack Obama selbst als Organizer mehrere Jahre gearbeitet und dort sicherlich einige derjenigen Qualitäten entwickelt hat, die ihn zum Präsidenten der USA gemacht haben. Was war damals so aufrührerisch an „Sozialraumorientierung“? Was war damals der Stein des Anstoßes? Nein, nicht, dass wir in einem sozialen Raum arbeiteten – vielmehr war es die Tatsache, dass wir die Leute fragten, worüber sie sich aufregten, welche Interessen sie hatten und wo sie bereit wären, selbst anzupacken und nicht nach dem Staat als Problemlöser zu rufen. Wir betrachteten die Menschen als Expert/innen für das Leben im Quartier und für ihre eigene Lebenssituation. Und genau darin lag die damalige (und auch heutige) Radikalität des Ansatzes und die Bedrohung für das damalige System.
Ich glaube, das hat sich im Kern bis heute nicht geändert. Die unberechenbare Eigenaktivität der Menschen, der Eigen-Sinn, die immer wieder bei unseren Klient/innen vorfindbare Mischung aus Demoralisierung, Aggression, Apathie und Lebensmut, diese unsere Bürgerlichkeit oft bedrohende Art, ein Leben zu gestalten – all